

KULTUR

«**RAJAS REISE**» Der Filmemacher Karl Saurer erzählt in seinem neuen Film, wie ein Indischer Elefant vor fünfhundert Jahren nach Wien gelangte, und schlägt den Bogen ins Heute.

«Jeder Norden hat seinen Süden»



In der Heimat des Elefanten Raja: Der Filmemacher Karl Saurer nimmt uns mit auf eine Reise in der Zeit und zwischen den Welten.

Interview: Silvia Süess

WOZ: Gratuliere, Sie haben am österreichischen Festival «Der neue Heimatfilm» soeben den Würdigungspreis der Stadt Freistadt erhalten. Inwiefern würden Sie «Rajas Reise» einen «Heimatfilm» nennen?

Karl Saurer: Die Auszeichnung erhielt ich nicht nur für diesen Film, sondern für mein gesamtes Schaffen zur Thematik Migration und Identität. Bei diesem Festival, das vor zwanzig Jahren gegründet wurde, um gegen die Verinnahmung des Heimatbegriffs durch konservative Kreise anzugehen, sind bislang sechs meiner Filme gezeigt worden. Von «Kebab & Rosoli» bis «Steinauer Nebraska» geht es um das Weggehenmüssen und darum, ein Leben in der Fremde zu führen. Das trifft auch auf «Rajas Reise» zu, wobei hier ein Tier der Hauptprotagonist ist, das seinen vertrauten Lebensraum verlassen muss.

Wie kamen Sie denn auf die Geschichte des Elefanten Raja, der vor fünfhundert Jahren die lange Reise von Indien bis nach Wien auf sich nehmen musste?

Anfangen hat alles mit einem Bild aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, das mich nicht mehr losliess: ein mächtiger indischer Elefant auf einem Fresko an einer Hotelfassade in Brixen im Südtirol. Was hat zu dieser Zeit, in der die Europäer eben erst den Seeweg nach Indien gefunden hatten, einen Elefanten als königlichen Begleiter mitten im Winter in diese bergige Gegend geführt?

Was hat Sie an Rajas Geschichte so fasziniert, dass Sie daraus einen Film machten?

«Rajas Reise» führt zurück in die Anfänge einer Geschichte zwischen dem Norden und dem Süden, die nicht nur von der Faszination für das Fremde, sondern auch von Habgier, Macht- und Prestigedenken erzählt. Es eröffnete sich mir die Möglichkeit, eine komplexe Geschichte in sinnlichen Bildern zu erzählen: den unübersehbaren Kontrast zwischen Aneignen und Einengen einerseits, Belassen und Gewährenlassen andererseits, zwischen Dominanz und

Koexistenz fast beiläufig vor Augen zu führen. Nicht nur die spannenden Reiseerfahrungen haben mich fasziniert, sondern auch die Chance, vielfältige Motive aus Orient und Okzident sowie historische und aktuelle Zeitebenen in einer filmischen Textur zu verweben. Natürlich hoffte ich, dadurch zu neugierigem Hinsehen und eigenem Reflektieren anzuregen.

Die Geschichte von Raja ist fünfhundert Jahre alt. Inwiefern ist sie denn heute noch aktuell?

Wie der sozialpolitische Aktivist P.V. Rajagopal, der die Elefantenreise im Film nachvollzieht, prägnant formuliert, hat heute noch jeder Norden seinen Süden. Einen Süden, den der Norden sowohl in seiner Lebensfülle, Sinnlichkeit und Farbigkeit faszinierend findet, dessen Ressourcen er sich jedoch immer noch ohne Hemmungen aneignet und den er nicht als gleichwertig respektiert. Diese Geschichte gibt zudem einen Blick frei auf das Verhältnis des Menschen zum Tier. Müsste dem Elefanten mit seiner Grazie, Würde und Schönheit nicht auch anders begegnet werden?

P.V. Rajagopal folgte der Route Rajas, wir erleben das heutige Europa durch seine Wahrnehmung. Warum haben Sie sich dazu entschieden, Rajas Reise auf diese Art nachzuerzählen?

Es war mir wichtig, meinen Blick als Europäer auf Indien mit dem eines Inders auf Europa zu teilen und zu kontrastieren. In der Person von P.V. Rajagopal, einem sozialpolitisch engagierten Zeitgenossen in der Nachfolge Gandhis, der sich seit vielen Jahren für Entrechtete und Landlose einsetzt und in diesem Zusammenhang auch regelmässig Europa besucht, habe ich einen sensiblen, eigenständigen, wachen «Entdecker» für diese Reise in der Zeit und zwischen den Welten gefunden. Mittels der Geschichte dieses für einen Hindu so bedeutungsvollen Tieres etwas über fehlende Fähigkeiten zur Koexistenz und das Machtgefälle zwischen Norden und Süden zu vermitteln, hat ihn begeistert.

Sie stellen in Ihrem Film in wunderschönen Aufnahmen die unbe-

rührte Natur Indiens einem eher urbanen Europa entgegen, auch wird die «indische Bescheidenheit» der «europäischen Habgier» entgegengestellt. Vermitteln Sie nicht ein zu schönigendes, zu romantisierendes Bild von Indien?

Die Schauplätze des Films sind von der authentischen historischen Begebenheit bestimmt worden. Der frühe Elefantenhandel ist von der Malabarküste ausgegangen. Die Heimat Rajas liegt in den Wäldern Südindiens, wo heute noch seine Nachfahren leben. Von dort aus sind die Tiere zu den europäischen Machthabern in die Metropolen exportiert worden. Dass der Inder P.V. Rajagopal geschmeidiger, offener und lockerer wirkt als einige seiner europäischen Gesprächspartner, vermittelt etwas über Verschiedenheiten. Ich habe weder von Indien noch von ihm ein idealisierend-romantisches Bild vermitteln wollen. Wenn der Film aber dazu anregt, kulturelle Unterschiede wahrzunehmen und zu hinterfragen, hätte Ganesha, der elefantenköpfige Gott des Wohlergehens und der Weisheit, sicher nichts dagegen.

«Rajas Reise» ist fast ein ethnografischer Film, in dem interessante Beobachtungen der heutigen Welt gemacht, aber auch spannende historische Fakten vermittelt werden. Wie lange haben Sie recherchiert?

Die Recherchen und die Dreharbeiten erfolgten in mehreren Etappen und umfassten insgesamt einen Zeitraum von fünf Jahren. Sowohl bei den Recherchen wie auch beim Drehen erhielt ich von vielen Personen wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung. Es war auch sehr schön, in Kerala mit einem indischen Team zusammenzuarbeiten. Ich möchte jedoch nicht verschweigen, dass ohne eine grosse Portion Geduld und Ausdauer dieser «indo-europäische Film» nicht zustande gekommen wäre.

Sie machen seit über dreissig Jahren vor allem Dokumentar-, aber auch Spielfilme abseits vom Mainstream. Ist die Finanzierung solcher «leiser» Filme in den letzten Jahren schwieriger geworden?

Die Finanzierung solcher Dokumentarfilmprojekte ist in der Tat schwieriger geworden. Ich hatte das Glück, mit Franziska Reck eine Ko-Produzentin gefunden zu haben, die von Anfang an von der Bedeutung der Geschichte und der Möglichkeit, sie zu realisieren, überzeugt war. Erfreulicherweise ist das Interesse an solchen leiseren und eigenwilligeren Filmen bei den Kinobesitzern und beim Publikum eher gewachsen. Reaktionen auf «Rajas Reise» bei einigen Festivals stimmen mich für den Schweizer Kinostart zuversichtlich. ♦

«RAJAS REISE»



Der in Einsiedeln geborene **Karl Saurer** verwebt in seinem Film «Rajas Reise» mehrere Geschichten aus verschiedenen Zeiten und stellt die Frage nach dem Sinn und Unsinn des Entwurzeltwerdens ins Zentrum seines leisen Dokumentarfilms.

P.V. Rajagopal, ein sozialpolitisch engagierter Aktivist, reist den Spuren des Elefanten Raja nach, der um 1550 von Südindien über Lissabon nach Wien geschickt wurde. Unterwegs trifft P.V. Rajagopal HistorikerInnen und ForscherInnen, die sich intensiv mit Rajas Geschichte auseinandergesetzt haben. Die Reise nutzt P.V. Rajagopal aber auch, um sich Gedanken über die fünfhundertjährige Unterdrückungsgeschichte Indiens zu machen und um über die Unterschiede zwischen und Gemeinsamkeiten von Indien und Europa zu sinnieren.

«RAJAS REISE». CH 2007. Regie: Karl Saurer. Ab 30. August in Deutschschweizer Kinos.

YOUNG MARBLE GIANTS

Karge Schönheit

Die Wochen im Sommer sind eine Zeit der Wiedererweckung Totgeglaubter. Es ist eine Zeit, prädestiniert für die Neuveröffentlichung älterer, meist vergriffener Alben sowohl bekannter, mitunter aber auch fast vergessener Bands. Den sogenannten heissen «Scheiss», die neuen Platten frisch geschlüpfter Bands mit Hypepotenzial, sparen sich Plattenfirmen bekanntlich für die Zeit nach der Sommerpause auf.

Mit etwas Glück allerdings ist der ältere «Scheiss» ebenso heiss; etwa dann, wenn es sich bei den Wiederveröffentlichungen um immer noch zeitgemässe, historisch relevante, möglicherweise sogar epochale Platten handelt. Gleich drei dieser Sorte sind diesen Sommer erschienen: im Juni das seinerzeit sträflich unterbewertete Überalbum «Steve McQueen» (1985) der englischen Popgruppe Prefab Sprout; erst kürzlich das Album «Promised Works» der kaum bekannten Slint-Nachfolgeband The For Carnation (siehe WOZ 32/07); und ein paar Wochen zuvor: der zumindest auf Vinyl seit Jahren vergriffene und emsig gesuchte Klassiker «Colossal Youth» aus dem Jahr 1980.

«Colossal Youth» also – schlank, melancholisch, cool. Es ist das erste und einzige Album der legendären Postpunkgruppe Young Marble Giants. Jahrelang war es vergriffen, nun ist es in einer um die Single «Final Day», die EP «Testcard» und zahlreiche Demotracks erweiterten Luxusedition erschienen. Versehen wurde es mit Linernotes, die von dem ausgewiesenen Postpunkspezialisten Simon Reynolds stammen, von dem dieser Tage das Postpunk-Fach- und Interviewbuch «Schmeiss alles hin und fang neu an!» erscheint.

Die Band aus Cardiff um den Songwriter und Gitarristen Stuart Moxham, seinen Bruder, den Bassisten Phil Moxham, und dessen Freundin Alison Statton am Mikrofon war gewissermassen eine musikalische Eintagsfliege – kaum war sie da, war sie wieder weg. Die (künstlerischen) Differenzen innerhalb der Band waren zu gross. Stuart Moxham mochte die schüchterne Sängerin, deren Texte er auch schrieb, nicht akzeptieren. Dummerweise war sie eine notwendige Bedingung fürs Zustandekommen der Band. Sein Bruder hätte andernfalls nicht mitgemacht.

Umso stattlicher die Prominenz ihrer leidenschaftlichen Anhängerschaft: Kurt Cobain liebte die Young Marble Giants sehr; Belle and Sebastian, Adam Green, Stereolab, Hole und einige andere KünstlerInnen haben ihre Songs gecovered; die tolle Prä-Hamburger-Schule-Band Kolossale Jugend hat sich sogar nach ihrem Album benannt.

Der Kultstatus von Band und Album ist gut begründet: «Colossal Youth» – wie auch die Musik von Pere Ubu, The Fall, Gang of Four, The Slits und vieler anderer Postpunkbands – war ein dringend notwendiger Kommentar zur Zeit; eine musikalische Form des Sichfreistrampels und damit gleichzeitig ein Affront gegen den traditionellen Rock sowie den zunehmend breiteren Punkrock, der damals, obgleich bereits für tot erklärt, allerorten von den Bühnen herunterbratzte. Stuart Moxham erinnerte sich in der «taz»: «Alle dort draussen machten so ziemlich das Gleiche; also war meine Idee: Lass uns einfach in die entgegengesetzte Richtung gehen und schauen, was man sonst noch machen kann: ruhig sein etwa, minimalistisch.»

Sehr zurückgenommene, beinahe unwiderrufbare Songs sind es geworden auf dem Album. Viele Stücke wirken etwas skizzenhaft, und Stattons Stimme klingt meilenweit entfernt, unnahbar, cool und traurig zugleich. Das Album hat von seiner alterslosen Schönheit nichts verloren. Mehr noch: In Zeiten retrospektiver Erstorrierungen erscheint es nicht nur eigentümlich zeitlos, ob seiner enormen Eigensinnigkeit ist es sogar frischer als viele gegenwärtige Indieproduktionen – im engeren Sinne kopiert wurde der hyperkarge Sound der Young Marble Giants nämlich nie. *Michael Saager*



YOUNG MARBLE GIANTS: «Colossal Youth / Extended Edition», Domino / Musikvertrieb.